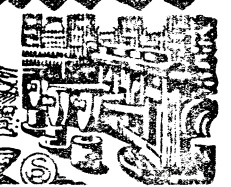


Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 10 — Sonntag, den 8. März 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Aus der Geschichte der Musikinstrumenten-Fabrikation im Erzgebirge und Vogtland

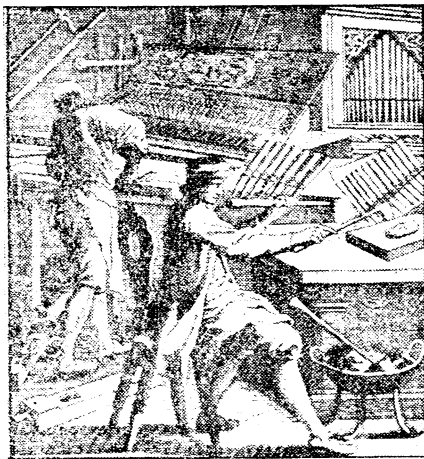
Unsere Erzgebirgler sind von jeher ein musikliebendes Völkchen gewesen und die Musikanten aus Sachsen und Böhmen zogen durch die ganze Welt. So wird es unsere Leser

interessieren, auch aus der Geschichte der Musikinstrumentenfabrikation interessante Einzelheiten zu erfahren. Wann und wo die Fabrikation von Musikinstrumenten in Sachsen und Böhmen ihren Ursprung gefunden hat, ist nicht nachweisbar; doch unzweifelhaft stammt die zu einem außerordentlichen Umfange angewachsene Instrumentenfabrikation von den nach Markneukirchen und Klingenthal eingewanderten böhmischen Erulanten. Diese 1626 beginnende Bewegung setzte sich während des dreißigjährigen Krieges und nach Beendigung desselben in ausgedehntem Umfange fort. So ließ sich denn in Markneukirchen eine Anzahl von Geigenmachern nieder, welche Violinen und Bässe anfertigten. Im Jahre 1680 beantragten „von den vor nicht langer Zeit eingewanderten Erulanten etwa 9 bis 10 Geigenmacher, sich eine Empore in der Kirche bauen zu dürfen.“ Man wird also nicht weit fehlgreifen, wenn man den Beginn der Instrumentenfabrikation einige Jahre früher ansieht (vielleicht um 1650), da die böhmischen Einwanderer doch schon hinreichend seßhaft sein mußten, um in corpore das Verlangen nach einem besonderen Kirchenplatze auszusprechen. Obgleich der Umfang der Fabrikation nur langsam wuchs, dehnte sie sich doch in Bezug auf den Umfang der Produktion, wie auf den Umfang des Absatzgebietes bedeutend aus. Der Verkehr bewegte sich bis zur Mitte dieses Jahrhunderts noch in sehr engen Schranken. Auf den großen Reichs- und Heerstraßen herrschte zwar ein reges Leben; aber von Massen-

bewegung und Massenerzeugung, wie sie gegenwärtig Handel und Wandel mit sich bringen, hatte man selbst noch in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts keine Ahnung. Dazu lagen Markneukirchen und

Klingenthal beide abseits der großen Heerstraße. Erst 1835 erhielt Markneukirchen und später noch Klingenthal eine Verbindung. Bis zu dieser Zeit wurde der Vertrieb der Instrumente auf alle mögliche Art bewirkt. „Wenn wir unsere Waren nur erst bis Delsnitz haben; nach Amerika kommen sie dann schon von selber“ — war der Ausspruch eines Fabrikanten jener Zeit.

Um 1840 bestand die Instrumentenfabrikation in Markneukirchen, Klingenthal, Brunnöbbera, Ober- und Untersachsenberg, Erlbach und Adorf. Die Geigenmacherei hatte sich seit 1690, wo Targel aus Danzig eine neue Art von Geigenlack einfuhrte, besonders gehoben. Das Bogensmachen wurde von Joseph Ströž aus Bayern eingeführt; das Saitenmachen um 1720; die Anfertigung von Messinginstrumenten zwischen 1740 und 1750; die An-



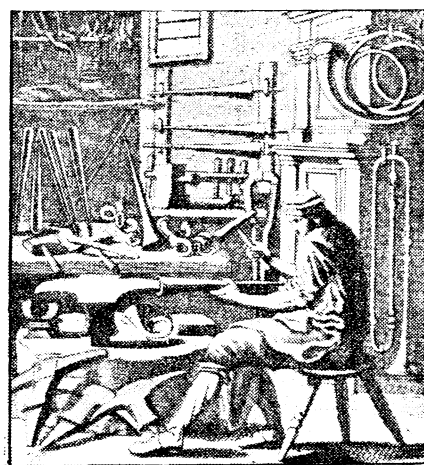
Die alten Orgelbauer und Klaviermacher.



Wie man in alter Zeit die Klingenthaler Geigen baute.



Auch die Frauen helfen mit bei der Herstellung von Flöten usw.



Ganz anders als heute mühte man sich um den Bau brauchbarer Blechinstrumente.

fertigung von Holzblasinstrumenten um 1770. Die ersten Geigenhändler trugen ihre Waren mit dem Keff in die Welt hinaus, sie besuchten Märkte und Messen, fanden Absatz und ihre Waren Anerkennung, so daß sie mit Aufträgen zurückkehrten. Mit der Vergrößerung des Arbeitsumfanges erweiterte sich auch das Absatzgebiet; der anfänglich einfache Hausierhandel war schon Ende des vorigen Jahrhunderts zu einem vollständigen Handelssystem ausgebildet. Die Fabrikate gingen nach Holland, England, Dänemark, Schweden, Norwegen, nach Polen und Rußland, nach Frankreich, der Schweiz und Tirol, nach Portugal und Spanien, nach der Türkei und dem Morgenlande, sowie über den Ozean,

nach Amerika. Aus kleinen Anfängen entwickelte sich eine umfangreiche Industrie; von einzelnen Orten dehnte sie sich über einen ganzen Landstrich; von geringwertigem Fabrikate entwickelte sie sich bis zur Herstellung meisterhafter Instrumente; mit der Anfertigung von Geigen beginnend, zog sie alle Arten von Streichinstrumenten und Saiteninstrumenten Holz- und Messing-Blasinstrumenten usw. in ihren Bereich. Im Jahre 1800 arbeiteten „in Neukirchen 78 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Geigen, Bratschen, Bässen, Harven, Lauten, Zithern usw.; 26 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Bogen; 15 an messingenen Instrumenten; 24 an Flöten, Klarinetten und Bassethörnern u. dergl.; 30 an Darm-saiten. In einigen nahen Dörfern und dem darunterliegenden Flecken Klingenthal arbeiten 85 Meister mit Gesellen und Lehrlingen an Geigen; doch gibt es in den umherliegenden Städtchen und Dörfern noch eine Menge Instrumentenmacher“. (Allgem. musik. Zeitung, 1800 Nr. 1.)

Von den Hauptorten der Instrumentenfabrikation Markneukirchen und Klingenthal erstreckt sich dieselbe über Erlbach, Eubabrunn und Wernsgrün nach Osten, über Siebenbrunn nach Adorf gegen West, über Bernitzgrün, Wohlbach, Gunzen nach Schöneck gegen Norden, über Zwota, Brunnhöbra, Sachsenburg, Steindöbra nach Nordost, ein eng geschlossenes Gebiet bildend, welchem Quittenbach, Döhlerwald, Zwotenthal, Eichenbach, Breitenfeld, Gopplasgrün, Hermsgrün und Marienen, Freiberg und Arnsgrün, Remtengrün, Jugelsburg und Mühlhausen angehören, während Raun, Landwüst und Brambach weiter nach Süden vorgeschoben sind und die Verbindung mit dem böhmischen Teile des Fabrikationsbezirktes Schönbach, Kirchbach, Upprungen, Fleissen, Schwarzbach und Grätzlich mit seinen Nachbarorten herstellen. Die Anzahl der in den verschiedenen Zweigen der Instrumentenfabrikation regelmäßig beschäftigten erwachsenen Arbeiter läßt sich auf 4500 bis 5000 veranschlagen.

Die Fabrikation gliedert sich in die Anfertigung von Streichinstrumenten und ihrer Bestandteile, von anderen Saiteninstrumenten, von Darm- und Metallsaiten, von Holz- und Blechblasinstrumenten, von Instrumentenkästen und Futteralen, von Trommeln und Schlaginstrumenten, von Mund- und Rastharmonikas (Akkordions usw.). Gewisse Fabrikationszweige haben sich lokal entwickelt, andere sind über das ganze Gebiet zerstreut; in der Hauptsache aber ist die Instrumentenfabrikation eine Hausindustrie und mit allen Vorzügen und Nachteilen ausgestattet, welche diese Art von Industriebetrieb mit sich bringt. In allen den einzelnen Häusern und Häuschen herrscht ein reger Fleiß, eine musterhafte Tätigkeit und doch gibt es unter den zahlreichen Arbeitern recht viele, welche über ein bescheidenes Maß der Leistungsfähigkeit hinauszugehen nicht imstande sind. Auch hier zeigt es sich, daß der Pfuscher nur einen kärglichen Lohn zu erarbeiten vermag; daß er vor allem es ist, welcher den besseren und zuverlässigen Arbeiter auf das Empfindlichste schädigt. Obgleich es unzweifelhaft ist, daß die Hausindustrie vorwiegend imstande ist, einen seßhaften Stamm gut ausgebildeter Arbeiter heranzuziehen, liegt gerade bei ihr die Gefahr am nächsten, von dieser hohen Richtlinie abzukommen. Bestimmtes Festhalten in Bezug auf solide Fabrikation, an hohen Anforderungen in Bezug auf Güte der Arbeit, Form und Ansehen, auf die ausgiebige Benutzung des Materials und seiner Eigenschaften, sowie endlich auf das richtige und entsprechende Verhältnis von Arbeit und Lohn, von Aufwand an Intelligenz und Zuverlässigkeit mit dem Erwerb . . . das alles sind Dinge, welche sich nur an der Hand der Großindustrie auf die Hausindustrie übertragen lassen. Dann

werden die Fortbildungs- und die gewerbliche Fachschule Erfolge verzeichnen.

Die Fachschulen für Musikinstrumentenbau in Adorf, Klingenthal und Markneukirchen, welche 1862 „wegen mangelnder Teilnahme nicht gedeihen“ wollten, haben seitdem einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die Fach- und Fortbildungsschule zu Adorf zählt 60, die Musikschule zu Klingenthal 100, die Fachschule für Instrumentenbau zu Markneukirchen gegen 180 Schüler. Jede dieser Schulen erteilt fachgemäßen Unterricht im Spielen der verschiedenen Instrumente, da der Instrumentenbauer sein Instrument zunächst fertig zu spielen verstehen muß, um es nach richtigen Grundrissen entsprechend anfertigen zu können. Die Fachschule zu Adorf berücksichtigt besonders das Holzdreheln und Schnitzen. In Böhmen sind Musikschulen in Grätzlich und in Schönbach. Die Spezialgewerbeschule für Musik

und Instrumentenbau in Markneukirchen wurde 1854 gegründet, ging 1859 ein, erhielt sich aber als Musik- und Sonntagschule. 1878 als Fachschule neu gegründet, umfaßt sie drei Jahreskurse und eine Vorschule, welche 1887/88 von 176 Schülern besucht wurden. In Verbindung mit derselben stehen Lehrwerkstätten, ein wertvolles Gewerbemuseum mit einer bedeutenden Sammlung von Instrumenten aus allen Zeiten und Gegenden und eine Bücher- und Notensammlung.

Die Geigenmacher sind der Grundstock der Instrumentenfabrikation. Die 1650 in Markneukirchen vorhandenen 9 bis 10 Geigenmacher vermehrten sich bis Ende des 18. Jahrhunderts auf etwa 80, und stiegen in der Neuzeit, Meister, Gesellen und Lehrlinge der verschiedenen Neben- und Hilfsbranchen mit eingerechnet, auf etwa 750 bis 800, ohne die in Böhmen mit denselben Artikeln beschäftigten 500 bis 600 Arbeiter. Bei der Fabrikation der Streich- und Saiteninstrumente ist die Arbeitsteilung durchgeführt. Man unterscheidet von den In-

strumentenmachern die Verfertiger von Bestandteilen, welche sich wiederum in die Arbeiten auf Saitenhalter, Wirbel, Bogenfröche, Stege, Dämpfer, Bogen, Griffbretter, Stäbe usw. gliedern, während die Instrumentenmacher selbst sich in Geigenmacher und Bassmacher trennen. Die Geigenmacher fertigen Geigen (halbe, dreiviertel und ganze Geigen) und Bratschen (Violas, Altos), die Bassmacher Bässe (Contrabässe, Violons) sowie Cellos (Violoncellos); die Zahl der Geigenmacher ist für Sachsen etwa 250, für Böhmen etwa 200. Der Umfang des hauptsächlich in Markneukirchen konzentrierten Handels mit Streich- und Saiteninstrumenten wurde für 1874 im Bericht der Handelskammer Plauen mit einer Jahresproduktion von 384 000 Violinen, im Preise von 3 bis 150 Mark, 750 Bässen, im Preise von 30 bis 450 Mark, 540 Cellos, im Preise von 18 bis 300 Mark, 12 000 Gitarren, im Preise von 7½ bis 150 Mark, 4000 Zithern, im Preise von 9 bis 155 Mark, 30 Lauten, im Preise von 12 bis 120 Mark, 40 Harfen, im Preise von 36 bis 150 Mark das Stück, 360 Banjos (einem Negerinstrumente), im Preise von 20 bis 30 Mark abgegeben, und wird auch heute nicht hinter diese bedeutende Summe zurückgegangen sein. Eine andere Angabe nennt für 1884 = 400 000 Geigen, 1000 Bässe, 1000 Cellos, 15 000 Gitarren, 5000 Zithern usw. Tobisch beziffert die Fabrikation von Schönbach auf jährlich 10 000 Duzend Geigen, 1000 Duzend Bässe, 1500 Duzend Cello, 2500 Duzend Gitarren und 5000 Duzend Zithern, die Fabrikation von Grätzlich auf 25 000 Stück Blasinstrumente. Neuere Angaben berechnen die Grätzlicher Fabrikation auf 5000 Blechblasinstrumente, 4500 Signalthörner, 1200 Holzblasinstrumente, 30 000 Rindertrompeten, 6000 Duzend Mundharmonikas usw.

Am Material wird Holz, Elfenbein und Metall verarbeitet. Buchen- und Nichtenholz für ordinäre Sachen, firniser und hane-



Die Kunst der alten Leutenmacher blühte, wie unser Bild zeigt, auch in alter Zeit. Für Scherz und Humor hatten auch unsere Uroäter allezeit frohen Sinn.

rtliches Fichten- und Tannenholz zu Resonanzböden, Birnbaumholz zu mittleren Sachen, tiroler Ahorn nach seiner Beschaffenheit zu geringeren, wie zu feineren Instrumenten, geschnittenes Ahornholz aus Galizien, Serbien und Siebenbürgen, Erlenholz, Rußbaum, Jacaranda (besonders zu Gitarren), Buchsbaum vom Schwarzen Meere und vom Kaukasus, Fernambuc (Brasil)-holz aus Südamerika, Schlangenholz aus Surinam, Pferdefleischholz, Kofosholz und Grenadillholz aus den Tropenländern und von der afrikanischen Küste; Ebenholz aus Ceylon, Madagaskar, Isle de France, Zanzibar und Ostindien. Elfenbein, und an dessen Stelle Messing (Mugsburger), Argentin (von Aue) und Silber; Perlmutter, Trismuschel usw.

Bei der Anfertigung der Saiten-Instrumente ist die Arbeitsteilung vollständig. Die einzelnen Teile werden von verschiedenen Arbeitern und an verschiedenen Orten gefertigt. Bogen, Griffbretter, Saitenhalter, Bogenfrösche, Wirbel, Geigenhälse, Schachteln usw. treffen auf dem Arbeitstische des Instrumentenmachers zusammen, um dort zu einem Ganzen vereinigt zu werden. Bei allen Bogeninstrumenten ist die Anfertigung des Kastens (der Schachtel) eine der wichtigsten Arbeiten. Die aus Fichten- oder Ahornholz gefertigten Rücken und Decken werden sorgfältig und gleichmäßig in der entsprechenden Wölbung ausgestochen und ausgearbeitet und auf den in verschiedenen Bogen und Ecken zusammengefügten Zargen oder Seitenwänden aufgeleimt und mit den Schalllöchern versehen. Am oberen Ende wird der Hals mit dem schneckenförmig endenden Wirbelkasten eingefügt und mit dem Griffbrett versehen, am unteren Ende der Saitenhalter befestigt und die Saiten durch den Steg hochgehalten. Der aus hartem, elastischem Holze (Pferdefleisch-, Fernambuc- oder Schlangenholz) gefertigte Bogen dient zur Hervorbringung der Töne. Man unterscheidet Violinen (halbe, dreiviertel und ganze, Discantgeigen, zweite Geigen), Violas (Bratschen, Tenorgeigen), Violoncellos und Violons (Baßgeigen). Ältere Formen, wie Viola d'amore, Viola di Baronde, Viola di Gamba sind außer Gebrauch gekommen. Die verschiedenen Streichinstrumente werden in den verschiedensten Qualitäten und Preisen gefertigt. Es gibt zahlreiche Werkstätten, welche nur die geringsten und billigsten Sorten, und wiederum andere, wo ausschließlich bessere, einzelne, wo nur vorzügliche Instrumente gearbeitet werden. Für die geringen Massenartikel wird das geringste Material genommen. Die ganz ordinären Geigen im Preise von 7 bis 36 Mk. für das Duzend, welche vorzugsweise in der Umgebung von Klingenthal, in Brunnödra, Schöneck und Schönbach in Böhmen gefertigt werden, und nur wenige in Klingenthal selbst, obgleich sie unter der Benennung „Klingenthaler Geigen“ in den Handel kommen, werden nur noch wenig gesucht. Auch die sogenannte Schönbacher Ware, Geigen im Preise von 36 bis 54 Mk. für das Duzend, hatte einen sehr geringen Absatz, während die mittleren Sorten von 40 bis 70 Mk. für das Duzend, und die zunächst aufwärts stehenden Sorten von 48 bis 90 Mk. für das Duzend in bedeutenden Mengen angefertigt werden. W. Kellner (In-

dustriezeitung 1885, Nr. 33) bezeichnet die Erzeugnisse von Schönbach, Graßlich, Fleißchen, Kirchberg, Ursprung usw. als „unbedeutendere böhmische Instrumente“. Die feineren Instrumente werden nur in Markneufkirchen gefertigt. Besonders in der neuesten Zeit hat sich die Fabrikation in den besseren Sorten, im Preise bis zu 90 Mk. für das Stück gehoben. In der Hauptsache vorzugsweise für den inländischen Bedarf; doch auch ein Teil nach Rußland und Italien. Mit den Fortschritten der Technik ist eine Verbesserung des Tones verbunden gewesen. Man kann die Zahl der hauptsächlich in Markneufkirchen angefertigten Geigen auf jährlich 5000 veranschlagen. Auch in der neuesten Zeit war das Geschäft in geringeren Geigenarten sehr gut, und in mittleren und feinen Geigen gut zu nennen. Hervorzuheben ist jedoch, daß auch in den billigeren Sorten sehr gute Geigen gemacht werden, welche die Schönbacher und Fleißener Geigen übertreffen. Große Nachfrage war nach Geigen von gutem Ton. Geringe Ware in Cellos wird nicht gefertigt. Das deutsche Geschäft war das befriedigendste. Einen besonderen Fabrikationszweig bildet die Imitation, d. h. die Nachbildung von Instrumenten berühmter Meister. Dieselbe sucht neuen Geigen das Ansehen alter italienischer Instrumente zu geben und dieselben in Bezug auf Ausstattung, Ton und Klangfülle zu erreichen. Man hat gerade in diesem Fabrikationszweige außerordentliche Fortschritte gemacht. Man fertigt nach Modellen von A. Stradivarius, J. Guarnerius, N. Amati, P. Maggini, J. Stainer jährlich zwischen 800 bis 1000 Stück der getreuesten Copien im Preise von 90 bis 180 Mk. Einen besonderen Zweig der Geigenmacherei bildet der ungefähr 1820 in Markneufkirchen eingeführte Gitarrenbau. Abgesehen von der Massenfabrikation ordinarer Gitarren werden hier „nicht nur sehr schöne, mit zierlichen Einlagen versehene, sondern auch im Tone ausgezeichnete Gitarren gefertigt“. (Berthold und Fürstenau, die Fabrikation musikalischer Instrumente.)



Adam und Eva,

ein Volksmusikerpaa aus dem Erzgebirge, welches mit Harfe und Geige um 1850 in einem Karlsbader Restaurant aufspielte.

Außer den Gitarren macht man Lauten und Mandolinen für den Orient, Violas für Südamerika, Banjos für die Neger in Nordamerika; Zithern, besonders für den deutschen Bedarf, darunter ganz ausgezeichnete, und endlich in einzelnen Werkstätten auch Harfen. Große Massen von billigen Kindergeigen und Kindergitarren werden gefertigt. Die Fabrikation von Musikspielwaren oder Kinderinstrumenten überhaupt hat einen bedeutenden Umfang.

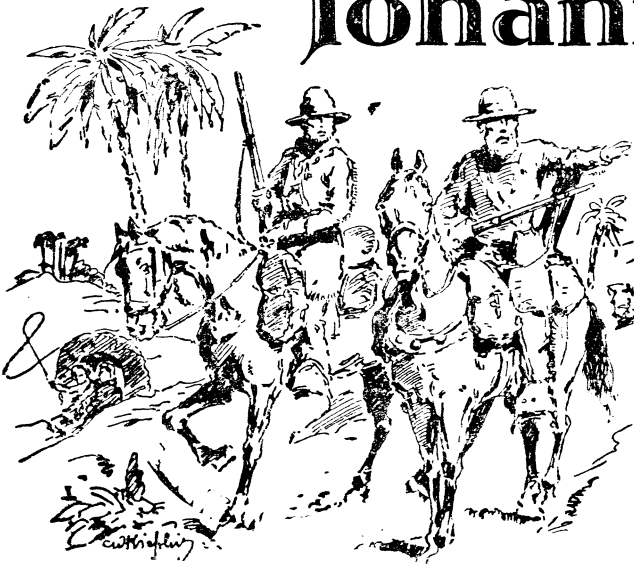
Leider fanden sich immer Arbeiter, welche um Hungerlöhne arbeiteten, aber auch Fabrikanten, welche zu Spottpreisen lieferten und nur Schundware fertigten. Daß hierdurch eine Industrie mit der Zeit vernichtet wurde, wollten Kurzsichtige nicht einsehen. Glücklicherweise war aber die Mehrzahl der Fabrikanten von der Bedeutung guter Ware durchdrungen und bestrebt, unter deutscher Bezeichnung und eigener Firma mustergültige Ware zu liefern.

(Handwritten signature)

Johann August Sutter

Kaiser von Kalifornien

Die Geschichte eines deutschen Wildwest-Pioniers / Von B. Krüger.



(3. Fortsetzung.)

Der Spanier steht in seiner müden Lässigkeit da und zieht an seiner Zigarette. Sutter sieht ihn zwischen den Augenwinkeln an. Er bemerkt wohl die leise Ablehnung, die in Alvarados Haltung liegt, aber sie stört ihn nicht. Mit solchen menschlichen Kalibern wird ein Sutter umzugehen wissen.

Da liegt eine Karte auf dem Tisch. Bruder Juniper, ein topographisch beflissener Franziskaner, hat sie vor einigen vierzig Jahren gezeichnet. Sutters Hand zeichnet einen Streifen Land ab, auf dem ein europäisches Königreich Platz gehabt hätte.

Alvarado wehrt wieder einmal ab. Dieser Sutter ist von einem Teufel besessen. Aber Sutter hat ihn schon durchschaut, er hat seinen Plan.

„Gouverneur, geben Sie mir die Nordecke dieses Tals, und ich verpflichte mich, das Land gegen die Indianer zu verteidigen. Ich werde ein Fort anlegen und die Befagung selbst ausrüsten und unterhalten. Die Soldaten schützen nicht nur mein Land, sondern das des ganzen Staates.“

Er kennt die Sorgen der lässigen spanischen Regierung. Sutter hat auf seinem Marsch zu viel verbrannte spanische Forts gesehen. Langsam wird auch der Gouverneur wach und gibt zögernd seine Einwilligung zur Niederlassung. Zögernd nur deshalb, weil er den Fremden an eine Gnade glauben lassen will. Der Spanier will sich noch einmal als Herr zeigen vor diesem Mann, der da so triumphierend auftritt.

Sutter reitet zurück zu Ermatinger.

„Nun gehts los, alter Junge! Gleich morgen ziehen wir in die Berge.“

Am nächsten Morgen sehen die Straßen des kleinen Monterey einen seltsamen Zug in die Berge gehen. Voran reiten Sutter und Ermatinger, dazu einige andere Kolonisten. Dreißig Kanaken aus Hawaii folgen und ein großer Zug von Wagen, die mit Geräten vollgestopft sind. Herrliche Zugochsen legen sich in starkes Geschirr, starke Pferde tun ihren Dienst, und aus einem Wagen lugt eine kleine Kanone.

Sutter reitet voran und zieht aus, seinen kalifornischen Traum Wahrheit werden zu lassen. Er will sich ein Königreich erobern.

*

Zwei Jahre sind vergangen. Sutter hat gearbeitet. Er hat mit seinen Kanaken angefangen und die erste Farm angelegt. Sie haben den Wald abgebrannt und gelichtet. Sie haben gepflügt und gesät. Sie haben die Weiden gefüllt und den Tieren Ställe gebaut. Sie haben die russischen Meiereien aufgekauft und ihren eigenen Viehstamm veredelt. Die ersten Ernten sind geborgen. Im Hafen von San Francisco bewerben sich Seefahrer um Fracht für Sutters Rechnung.

„Sutter ist ein Teufelskerl. Solche Burschen fehlen unserm Land.“

Irgend jemand hat es wohl gesagt und damit die Meinung aller ausgesprochen. Wer in Kalifornien siedeln wollte, begab sich unter Sutters Schutz. Sutter hatte Arbeit für alle. Entlaufene Matrosen fanden bei ihm Unterkunft und Beschäftigung, und schüchtern schrieb Sutter auch nach Deutschland und ermunterte Auswanderer.

Gegen die räuberischen Indianer hatte Sutter sein starkes Fort erbaut. Es hatte achtzehn Kanonen und galt den Spaniern als Festung. Sutter war Soldat, Kolonist, Viehzüchter, Landwirt und Regierungsmann zugleich. Dieser europäflüchtige Bankrotteur entwickelte Fähigkeiten, wie sie der junge Westen bitter notwendig hatte.

In Newyork landeten die ersten Auswandererschiffe. Schweizer kamen und Tiroler, Deutsche waren oft darunter. Sie bildeten dann jene langen Wagenzüge, denen in der Nähe leidlich zivilisierter Gegenden ein einziges Zauberwort weiterhalf.

„Wir fahren zu Sutter nach Kalifornien.“

Das galt schon im Osten Amerikas und wurde im Westen der Union zu einem starken Geleitbrief. Wer zu Sutter fuhr, war ein ganzer Mann. Er kam stets in gute Hände.

Die Auswanderer scheuten die riesige Ueberlandwanderung nicht. Sie fuhren Monate lang unter den schwersten Entbehrungen und wußten bestimmt, daß Sutter sie in Kalifornien dafür entschädigen würde. Der würde sie nicht enttäuschen, und er hat es auch nie getan.

Sutter baute Mühlen und Sägegatter. Er leitete das Wasser von den Bergen auf seine Acker, und die Erde lohnte ihm diese Sorgfalt tausendfach. Sutters Herden waren selten unter viertausend Hörnern, im Laufe der ersten vier Jahre hatte er vier blühende Farmen gegründet, von denen jede an Ländereien den Besitz eines Schweizer Kantons besaß.

Sutters Wechsel galten in Wall Street als bares Geld, sie wurden ohne Mucken honoriert. Gewaltige Maschinen wurden über den ganzen Kontinent verfrachtet, weil Sutter sie dringend brauchte. Seine Meiereien waren die besiegelten zwischen Atlantik und Pazifik, sein Oust das allein begehrte, sein Weizen wurde in riesigen Schiffsadungen in die ganze Welt verfrachtet, seine Rinder und Pferde waren der Stolz von ganz Kalifornien.

Sutters Fort war der sicherste Punkt in ganz Mexiko. Revolutionen erschütterten den ganzen Staat, aber um Sutters Königreich war Ruhe. Die Spanier bestätigten Sutters Besitzrecht über ein Land, das kein regierender Fürst in Europa sein eigen nennen konnte. Sutter wurde nicht stolz und arbeitete weiter.

Längst hatte er seine Schulden in der Heimat bezahlt und Stiftungen gespendet für die Armen. Zu seinem Haus kam niemand, ohne von hier Rat und Hilfe gefunden zu haben. Wollte er siedeln — Sutter gab ihm Land und Geräte. Wollte er kämpfen — Sutter steckte ihn in seine Privatarmee, die dem Staat Mexiko so nützlich war gegen die nördlichen Indianer.

Ein amerikanischer Leutnant Fremont streifte einmal durch Kalifornien und besuchte Sutter. Zwei Menschen standen sich gegenüber, die in Amerika heute noch mit Ehrfurcht genannt werden. Fremont hatte den ganzen Nordwesten durchzogen, er sprach siebzehn Indianersprachen, und niemand wußte eigentlich, warum er das getan hatte.

Sutter wußte es. Er sah die Kämpfe in Mexiko, er sah die streitenden Parteien. Sie Mexiko — sie unabhängiges Kalifornien! Sutter hörte noch einen dritten Ruf aus dem Kampfgelümmel heraus — sie Kalifornien als jüngstes Kind der amerikanischen Union.

„Leutnant, ihr seid bei mir wie zu Hause. Bleibt wo und wie ihr wollt. Sagt, was ich für euch tun kann, und es soll geschehen.“

Der trotz seiner Jugend mit allen Waffern des fernen Westens gewaschene Leutnant hatte Sutter ruhig betrachtet. Es gab einen Fremont Peak in den Bergen, den sich der Leutnant erobert hatte. Vor drei Jahren, als er seinen letzten Spaziergang durch die Felsenwüste gemacht hatte, der nur siebzehn Monate gedauert hatte. Die Wissenschaft hatte den neuentdeckten Berg nach einem Leutnant der Staatenarmee benannt.

Aber hier stand ein Mann, der das stärkste Fort und die reichste Farm des Westens geschaffen hatte. Der eine ausgezeichnet gerüstete Armee besaß. Mit Sutter war zu rechnen, er war in jedem Fall wichtig. Sutter und Fremont müssen wichtige Dinge besprochen haben, denn als in Kalifornien eine Revolution ausbrach, blieb Sutter im Kampf neutral. Er war die stärkste Macht des Landes, die neue kalifornische Republik sah in ihm einen Ehrenbürger. Sutter erhielt einen militärischen Rang. Sutter arbeitete weiter unter dem Banner der jungen Republik, das einen Grizzlybären zeigte. Er nahm die Ehrungen des Staates an und vergalt sie durch unermüdliche Arbeit.

Die Russen hatten längst das Land verlassen, Sutter hatte ihnen die Höfe abgekauft. Ein Strom arbeitstüchtiger Auswanderer zog ununterbrochen nach Kalifornien, das seine Bevölkerungszahl in sieben Jahren mehr als vervierfachte. Die Indianer brachen nicht mehr in das Land ein, weil ihnen Sutters Soldaten den Weg verwehrt.

Sutters Fort, Sutters Land, Sutters County, Sutters Creek — Kalifornien gab neue Namen nach seinem gewaltigsten Kolonisator aus.

„Wie lange noch, Sutter?“

Ermatinger war in Sutters Arbeitszimmer getreten und hatte so gefragt. Die beiden Kameraden hatten sich die Treue gehalten. Ihre 8000-Meilenfahrt hatte sie zusammengeschweißt, wie ein großer Krieg die Kämpfer jeder Seite bindet.

Nun sind sie beide bereits grau geworden, aber das fällt im Westen nicht auf, in dem schon Zwölfjährige jäh ergrauen, wenn sie heil aus einem Indianerüberfall herauskommen. Die Augen der beiden Männer sind jung, und ungebrochen ist auch die Spannkraft ihrer strapazengestählten Körper.

„Alter Bursche, nur noch zwei Jahre. Dann kommt Anna, und sie wird die Kinder mitbringen. Den Emil und den Rudolf, nach dem letzten Brief müssen es starke Burschen geworden sein. Hast du übrigens den Flügel bestellt?“

„Ja, Sutter; obwohl ich nicht recht einsehe, warum du . . .“

„Laß gut sein, old chap, laß gut sein. Wenn meine Tochter kommt, soll sie hier nichts entbehren, sie soll auf einem richtigen Flügel spielen wie eine Prinzessin daheim in Europa. Wir beide haben den Mut gehabt, unsern Stalp durch die Prärien und Rocky Mountains zu tragen, nun will ich mich auch an meiner Familie freuen.“

Ermatinger schüttelte den Kopf. Gern möchte er seinen Tabak in die Ecken speien, aber er weiß, Sutter sieht es jetzt nicht mehr gern. Es liegen zu viele von diesen neumodischen Teppichen herum, die schwere Dollars gekostet. Aber — dem

alten Manitu sei ein Dankmarsch gepfiffen — da steht ja das Fenster offen. Raus zum Fenster mit dem Saft!

„Alter Präriewolf!“

Sutter sitzt an seinem Arbeitstisch und lächelt zu den westlicheren Manieren seines alten Gefährten.

„Glaubst wohl immer noch, daß du am Lagerfeuer liegst und in den Wald spucken kannst, he?“

Ermatinger ist ein wenig verlegen, ihn bedrückt einiges. Die Brust ist ihm eng in diesem mächtigen Zimmer mit den vielen Büchern und Papieren, der alte Kämpe liebt die Ebene und ein Stück Pferdefleisch zwischen den Schenkeln mehr als alle Saloneinrichtungen der ganzen Welt.

Und dieses Zimmer hier ist in Newyork angefertigt worden, und es hat ein verdammtes Stück Geld gekostet.

„Sutter, ich fluche in der letzten Zeit seltener, du weißt. Aber jetzt muß es heraus. — Beim nassen Schwanz eines rüudigen Stinktieres, ich habe Angst. Sutter, ich habe Angst!“

Der König von Kalifornien sieht ihn an und lächelt. Er steht auf und gibt dem alten Kampf- und Weggefährten einen derben Ruff auf die Schulter. Er weiß auch, wie er den alten Ermatinger hier wieder zurechtbiegen kann.

„Und bei dem Barte des einstigen Gouverneurs Alvarado, Ermatinger, du bist eine Unglücksunke. Pack dich, oder ich werde dich hängen lassen!“

Endlich ist sie weg, diese Bornehmheit. Die beiden Männer schreien sich an, fast sieht es nach einem Boxkampf aus. Doch dann stehen sie still gegenüber.

„Weißt du noch? Damals

am Snake River? Als du eingeschlafen warst?“ Kapitän Sutter weiß es noch sehr gut.

„Siehst du, Sutter; damals mußten wir kämpfen und uns durchschlagen. Heute geht alles so verdammt leicht. Wir schmeißen den Samen in die Erde, und das Ding wächst los. Wir sind zu seßhaft geworden, und es geht uns zu gut. Sutter, Sutter — ich habe Angst, daß das nicht lange mit uns so geht. Wir gehören auf die Pferde und in die Savanne.“ Sutter sieht die Besorgnisse seines Freundes, aber er versteht sie nicht. Ruhig sitzt er hinter dem Arbeitstisch und weist mit der Hand zum Fenster hinaus: „Alter Krachtragen, sieh dir das an. Das Land war brach und öde, wir haben es bebaut und fruchtbar gemacht. Oben an den Hängen wächst deutscher Wein, wir schneiden unser eigenes Holz, und wir verschicken Fleisch und lebendes Vieh in die Weststaaten. So haben wir das Land erobert, zum zweitenmal erobert. Einmal war es, als wir beide auf unseren müden Gäulen durch die Prärien und Berge schlichen, und jetzt — als wir die Erde in unseren Dienst zwangen. Wir sind die alten Kämpfer geblieben, Ermatinger, wenn wir auch die Büchse ein wenig zur Seite gelegt haben und dafür den Pflug nahmen. Wir haben das Land erobert, und niemand wird es uns jemals wieder wegnehmen. Wir sind unsere eigenen Könige.“ Ermatinger hat ihn ruhig angehört. Er ist aber trotzdem nicht zufrieden.

„Schätze, du hast in deiner Art recht. Aber — ich kann mir nicht helfen, das Streifen war doch schön. Und wenn du auch ärgerlich wirst, alter Lehmbon, draußen vor den Felsenbergen war mir wohler als hier, wo mir manchmal das Herz eingeengt ist. Und nun Schluß mit dem Choral, ich werde . . .“

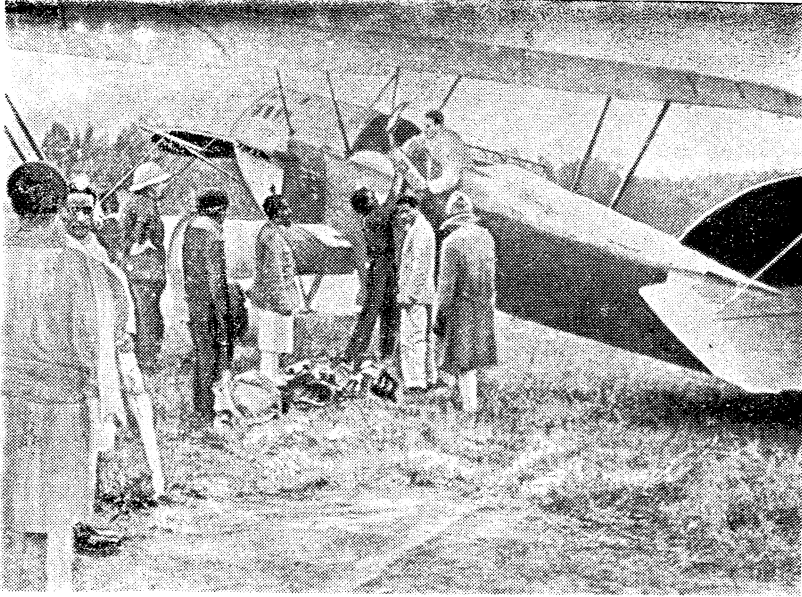
(Fortsetzung folgt.)



Zeichnung:
Kießlich M

„Sutter, ich fluche in der letzten Zeit seltener, du weißt!“

Bilder aus aller Welt

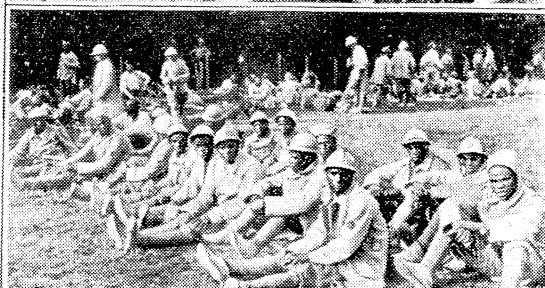
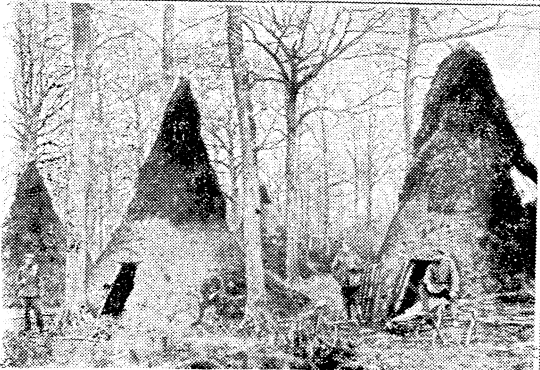


Die einzige moderne Maschine in Abessinien

Dieses Flugzeug ist die einzige moderne Maschine in der abessinischen Luftflotte. Hier wird sie mit Munition beladen, um zur Nordfront zu fliegen. (Weltbild, R.)

Ein neues Mahnmal zum Volkstauertag

Der Bildhauer Ernst Paul Hintelden, Träger des Großen Staatspreises, hat zum Volkstauertag das nebenstehend abgebildete Mahnmal geschaffen, das, in Stein gehauen, auf dem Ehrenbreitstein in einer Höhe von 60 Metern aufgestellt werden soll. (Pressephoto, R.)



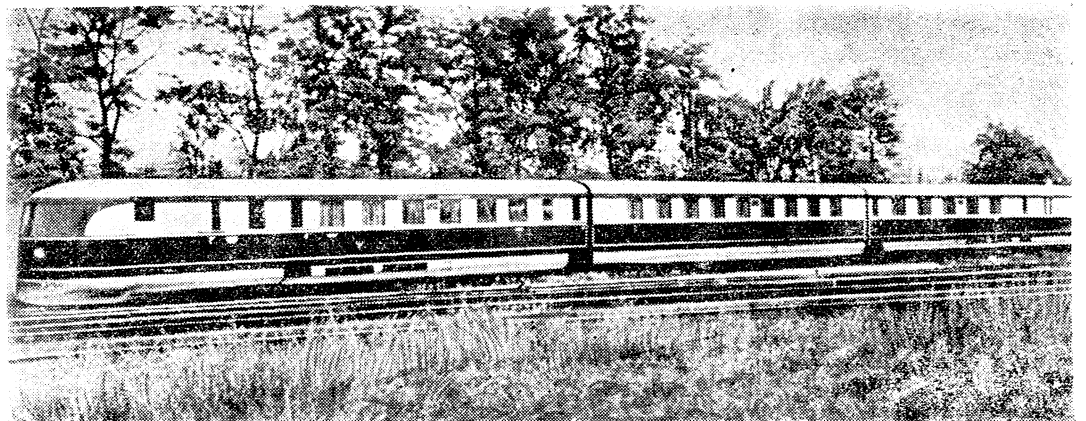
Vor zwanzig Jahren begann Verdun

In diesen Tagen jährt sich zum 20. Male der Beginn der Schlacht von Verdun, der längsten und blutigsten des Weltkrieges. Nur mit Grauen denkt der Frontkämpfer beider Seiten an jene Hölle zurück, die mehr als siebenhunderttausend Menschenleben verschlang, die aber auch als Sinnbild höchsten Soldatentums für alle Zeiten ohne Beispiel ist. Unsere nebenstehende Bilderfolge zeigt oben links: Rückkehr in die Ruhestellung nach heißen Kampftagen; oben rechts: Eine von französischen Truppen verlassene Stellung im Rabenwalde; unten links: Das Negerdorf vor Verdun; unten rechts: Bei den Kämpfen vor Verdun durch bayerische Truppen gefangen genommene Senegalese. (Scherl Bilderdienst, R.)

205 Stundenkilometer auf Schienen!

Der neue dreiteilige Diesel-elektrische Schnelltriebwagen, der auf der Strecke Hamburg—Berlin die phantastische Geschwindigkeit von 205 Kilometern in der Stunde erreichte. Zum ersten Mal ist damit in der Geschichte des Eisenbahnwesens mit einem für den normalen Verkehr bestimmten Fahrzeug die 200-Kilometergrenze überschritten worden, ein neuer epochaler Erfolg der deutschen Industrie.

(Scherl Bilderdienst, R.)



Nooch'n Feierohtm d

Mancherla Spaßigs von Rinnern

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

De klane Karla un ihr Brud'r Friß wuhnetn mit ihrn Eltern nabn dr Kirch un hattn schüh (schön) östsch e Brautpaar geseh; de 4½-jährige Karla kunnt sich imm'r nett genunk (genug) an dan Schleier seh, vun dann offn Kopp untrn Kranz e sette schiene Kron aufgebaut war un dar e sette lange Schlepp hat.

Ne klänn 2½-jährign Friß interessiertn die Brautleit weniger, dann gefiel am besten dos schiene Auto, wu se drinne sohn. Su e Auto wollt 'r aa emohl hoom, wenn 'r Major war. Ar hat nämlich von senn Bat'r die Bleisoldaten gearbt, wumiet schie dr Bat'r als Kind gespielt hat. Un do gefiel dan klenn Friß am bestn dr Major mit senn vielen Ordn un Starn off dr Brust. Su e Soldat wollt 'r aa emohl warn.

Nu saht emohl sei Schwaster Karla zu ihrer Muttr'r: „Mutti, gib mir, bitte mal das große seidne bunte Tuch zum Ueberhängen, ich will mal eine Braut sein.“ De Muttr'r brängt dos Tuch, legts dreieckig zamm un legts ihrer Karla über de Schultr'n, sudoß die hintere Eck wie e langer Schleier (e Schlepp) off dr Diel hieliegt. Offn Kopp hat die Klane e schiene grüße Schlaf (Schleife) un nu war de Braut fertig. „Mutti“ saht nu de Karla, „hole bitte mal Friß aus der Kinderstube, der soll mein Bräutigam sein.“ Obr do kame se benn klänn Friß schlacht aa; ganz empört ruffet 'r zr Tür rei: „Ich mag nicht, ich, ein Major!“

De Klane Karla fiel obr deswagn nett aus dr Roll; se schtellet sich uhne Bräutigam off e Fußbank un sang de ganzn Barsch vun dann Lied: „Müde bin ich, geh' zur Ruh“. Un nocher war dos Brautspiel aus.

Dr 3½-gährige Horst härt, wie sei Muttr'r zu ihrn Kanarisvogel sogt: „Du bist mei All'rbest'r,“ weil 'r ihr e bissel Zucker vun dr Fing'rspiß wagnimmt. Dr klane Horst hat dos miet agehört un sich's gemerkt. Ne ann'rn Tog schpielet 'r esu schie ruhig mit senn Spielsachen; do gieng de Muttr'r hie zu ihrn Gung'l, nahms benn Kopp un saht: „Du bist mei All'rbest'r!“ Geschwind saht dodrauf dos Kind: „Nein, Mutti, dos is doch dr Piepmak!“

Dr klane Willy sieht früh an enn schinn Somm'rtog, wie de liebe Sonn' esu schie gerod vir senn Fasn'r drübn an Himm'l schtieht; sei Vater kimmt gerod in de Schlossstub nei, um senn Willy aus senn Bett ze huhn; do sogt dar Klane: „Bat'r, iech well emohl de Sonn auspuß'n.“ Un nu fängt 'r aa, seine Lippen in Bewegung ze sehn, doß ne bal' dr Odn ausgieht, bis ne sei Bat'r sogt, dos könnt bluß dr liebe Gott. —

Emohl sign se alle benn Ohmdassn; do fängt dr klane Willy plöglig aa: „Mutti, was werde ich emohl, e Vati oder e Mutti, wenn iech groß bie?“ De Muttr' fregt: „Nu, wos möchste wä harn sei?“ Antwort: „E Mutti“. „Worim däh?“ „Weil mir do setts guts Affn fochn ka.“ — Wie 'r 's arschte Wohl miet in Rinn'rgottesdienst gange war, saht sei „Tante“ zun Willy, ebb 'r däh aa e ann'r Wohl wieder mietkäm? Antwort: „Nu off mieh kaste diech v'rloß'n!“

Dr Mei'r-Benno, dar 5 Gahr alt is, fährt mit senn Eltern mit dr Schwebebahn offn Ficht'lbarg. Wie sich dr Wogn in Bewegung sehet, ruffet dr Benno: „D ihe schwabn mir nauf zu dann Engeln!“ Als se nooch en'r Weile wieder unten akumme

warn, saht 'r: „Wos für e ultigs Ding is doch die Bahn, die hoot doch de Reedr (Räder) offn Kopp!“ — —

Mit 6 Gahrn ward dr Benno von senn Eltern miet ins Ostseebad genomme. Ohmds brängt 's Hausmadel noch e Gelasel Milch ans Bett un spricht zun Benno, 'r hätt esu e schiens waachs Bett un ihrs wär esu hart, ebb se sich dā nett miet neilegn dürt? Antwort: Sei Bett wär ze kla (klein), do müßt se siech abn unnersch Bett legn un 'r müßt ihr e Zudeck nunner warfn. Do wur dos Madl waggerufft. Se kam obr noch emol rauf zun Benno un saht, se hätt sich blus vorhin mitn gespaßt. sie hätt schüh aa e warms Bett. Do kams geschwind von Benno senn Lipp'n: „Na, ihe kimmts endlich raus!“ — —

Dr klane 2-gährige Friß sieht, wie sei Vater an Schreibstisch sitzt und schrebt (schreibt): geschwind spricht dos Kind, indam sichs ne Papierkorb untern Schreibstisch evir hult: „Vati abeiten (arbeiten), Tig auch.“ Un nu reißt 'r alle Briefumschläg im Korb off ganz klane Eckle, bis 'r fartig is. — —

Erzgebirgische Schnorken

Von Walter Schimm, Chemnitz

De Prob.

E Fachtbruder tritt an Bauernhufzaun na un frögt de Bäuerin, die drhinner stieht, um nr klän'n Gabe. „Komme Se nār mol rei“, sogt drauf de Klitsch-Mienel. Dr Battelmaa betracht siech dan nabn dr Bauersfraa stiehendn Hund un frögt: „Wie is mit dan Hund? Beißt dar?“ — „Dos wiß mr abn noch net, mei Maa hot'n erst gestern gefaast, un do trifft sichs gut, doß Se komme, könne mr ne gelei' emol ausprobieren!“

* * *

Aus dr Schul.

In dr Schul wollt dr Oberlehrer sich von seine Rinnr ibrich Sprichwort „Borgn macht Sorgen“ Beischpiele aufzehln loßn, doch fandn se sich net na un dr Lehrer mußt's jen Schülrn ausenannrposementiern. „Allu“, saht dr Oberlehrer, „wenn iech mir zon Beischpiel beim Schneider ene Huß' beschtell un ka se nett bezohn, wos hob iech nocher?“ — Do hub ne Mienel-Seph sei Kortel de Hand un gob zor Antwort: „Do hobn Se e Bumphuß', Harr Lehr'r!“

* * *

Gereffete Gugnd!

Dr Schneider-Gotthilf tat trotz seinem huchn Alter noch emol heiratn. Wie dr Gotthilf mit dr Schuster-Minel zon Standesbeamtn offn Rathaus kam, ims Aufgebot ze bestelln, frug ne aa dr Beamte nooch'n Alter. „Jech bie 1836 geborn!“ — „Also 76 Jahre alt.“ — Do drehet sich dr Gotthilf ze seinr ewing gingrn Minel nimm un saht: „Siehste, Minel, arst 76 Gahr — un du jogst eitel 77!“

* * *

Dos schtimmt net!

Dr Oberlehrer, dar schie e fei paar Gahr in Reihelbach amtiert, machet an en schulfreien Nachmittag en Schpaziergang dorch de Faldr. Wie ar ben Schnäblich-Gut vrbeigieht, sieht ar im Huf de Bäuerin, grißt se freindlich un frögt: „Nun, wie gehts, Mutter Schnäblich?“ — „Jech danke schön, ganz gut — bluß dos ekelhafte Reißn im rachtn Bää macht mr eitel ze schaffn!“ — „Ja, Frau Schnäblich, Sie sind ja auch nicht mehr die Jüngste, und das Alter kommt eben nicht allein!“ — „Nu, Harr Oberlehrer, dos schtimmt odr net mit'n Alter, is linke Bää is doch abn su alt wie's rechte. un dos is doch noch farngesund!“

Die Martersäule

Wo auf den bewaldeten Höhen des Erzgebirges die deutsch-tschechischen Grenzpfähle stehen, führt eine Landstraße über Berg und Tal von der Reichsgrenze in das Innere des schönen Sachsenlandes. Durch Wälder und Wiesen, Dörfer und Städte geht ihr Lauf, teils im weit ausholenden Bogen einen Berg umgehend und dann wieder in gewundenen Schleifen eine Höhe erklimmend, den Ausläufern des Gebirges zu. Zwischen zwei dieser stillen Erzgebirgsdörfer führt die Landstraße im Bogen durch eine saftige Wiese an einer wenig beachteten, schlichten Steinsäule vorüber, welche deutlich die Spuren von Wind und Wetter vergangener Jahrzehnte zeigt. Als an einem Oktoberabend des Jahres 1813 ein Regiment der Verbündeten-Truppen, bestehend aus Oesterreichern und Kosaken, aus Böhmen kommend diese Straße passierte, befand sich dieselbe allerdings nicht in dem gepflegten Zustand von heute. Tiefe Rinnen schnitten die Räder der Bagagewagen in den weichen Boden, oft mußten die Fahrer in die Speichen greifen, um ein festgefahrenes Geschirr wieder flott zu machen. Immer wieder wurden die ermatteten Pferde mit der Peitsche und mit rohen Schimpfworten angetrieben. Die Kriegsfurie legte durchs Land, große Truppenmassen zogen sich in der Nähe von Leipzig zusammen und auch dieser, von Böhmen kommende Heereshaufen strebte eilig diesem Ziele zu. Der Führer der Truppe, ein höherer österreichischer Offizier, war herzlich froh, mit Einbruch der Dunkelheit das Dorf für das Nachtquartier erreicht zu haben. Die Dorfbewohner fürchteten derartigen Besuch, kein Mensch zeigte sich auf der Straße, jeder ging den wilden Kosakenhorden, wo er nur konnte, aus dem Weg. Wie ausgestorben lag das Dörfchen im Abendfrieden, aber es dauerte nicht lange, da erschallte das Lärmen und Geschrei der einziehenden Truppen. Kommandorufe ertönten und bald entwickelte sich am Kirchberg in der Mitte des Dorfes gelegen, ein reges Lagerleben. Die Bagagewagen fuhren am Gottesacker auf und Mannschaften und Pferde wurden bei Bauern und Häuslern einquartiert. Ungebetene Gäste waren es, die beherbergt werden mußten, denen es auf Gewalttätigkeiten und Diebstählen nicht ankam, aber jeder mußte es still leiden, wollte er sich nicht der größten Gefahr aussetzen. Groß war die Not jener Zeit und viel Schlimmes mußte erduldet werden. Die Nacht breitete ihre Schatten aus und bald lag alles nach des Tages Mühe in tiefem Schlaf, nur die ausgestellten Posten bei der Bagage am Kirchhof standen am Wachfeuer und wärmten sich die von der Kälte steif gewordenen Glieder. Beide kämpften gegen den Schlaf und suchten sich durch leise geführte Unterhaltung munter zu halten. Die Heimat bildete das Unterhaltungsthema, das Gespräch verstummte bald wieder, denn jeder hing seinen eigenen Gedanken nach und war mit diesen in der Heimat. Plötzlich stand der Ältere von den Beiden auf, packte sein Gewehr fester und ging mit vorsichtigen Schritten um den Wagenpark, er hatte ein Geräusch wie von Schritten herrührend, vernommen und wollte sich nun überzeugen. Mit einem Fluch begrüßte bei der Rückkehr der Jüngere seinen Kamerad. „Hast du Geister gesehen oder hat dich der Wind erschreckt, ich hörte auch das Rascheln, aber es war der Wind, der die dürrn Blätter unter die Wagen fegte.“ Ein unverständiges Brummen war die Antwort des Gefragten, doch versuchte er

immer wieder die stockfinstere Nacht mit seinen Augen zu durchdringen. Nochmals versuchte der Jüngere ein Gespräch in Fluß zu bringen, aber sein Kamerad war nicht mehr zum Reden zu bewegen, da gab er es auf. Mit dem ersten Hahnschrei erwachte im Dorfe das Leben, Hunde bellten, Signale ertönten und überall setzte sich Mann und Pferd in Bewegung, um möglichst schnell zum Sammelplatz zu gelangen. Es herrschte das rege, hastige Treiben, das ein größerer Heerhaufen bei schnellem Ausbruch bedingt. Dampfes Donnern in der Ferne ließ deutlich erkennen, daß eine Schlacht in vollem Gange war und nun tat



Martersäule an der deutsch-tschechischen Grenze.

Eile not, um rechtzeitig in das Gefecht eingreifen zu können. Der Führer des Regiments saß bereits im Sattel. Als sich die Spitze des Zuges in Bewegung setzte, erhielt der Oberst eine Meldung, die ihn in unerhörte Erregung versetzte. Er trieb sein Pferd an einen der Bagagewagen, riß die Pläne zurück und fing fürchterlich an zu fluchen. Es war kein Zweifel, die Regimentskasse war in der Nacht gestohlen worden. Die beiden Kosakenposten wurden einem strengen Verhör unterzogen u. mußten ein furchtbares Wetter über sich ergehen lassen. Das ganze Dorf wurde in größter Eile durchsucht, aber nichts wurde gefunden. Drei Dorfbewohner wurden verdächtigt und festgenommen, obwohl die Verdächtigung jeder Grundlage und Beweise entbehrte. Immer deutlicher und anhaltender wurde der Kanonendonner der im Gang befindlichen Völkerschlacht bei Leipzig hörbar und immer heftiger trieb der Oberst zur Eile an. Die Zeit drängte, ein kurzer Kriegsrat wurde eiligst abgehalten und dann führte man die drei Verdächtigen außerhalb des Ortes in die noch heute sogenannte Tränke, eine Wiese mit einem kleinen Bächlein. Traurig bewegte sich der kleine Zug zum Dorf hinaus, keiner der Bewohner schloß sich an, doch jeder wußte, was sich in den

nächsten Minuten abspielen würde. Eine Salve krachte. Ein frisch aufgeworfener Erdhügel und vorbei war es. — Unschuldige sind drei Menschen erschossen worden, da die Diebe in den Reihen der eigenen Truppen zu suchen waren. —

Heute noch weiß der Volksmund von allerlei Spukgestalten, einem Reiter ohne Kopf und anderen Gebilden, die an dieser Richtstätte umgehen sollen, zu berichten. In Wirklichkeit erinnert nur die alte verwitterte Steinsäule an die Geschehnisse jener Zeit.

Karl Roscher, Urnsfeld über Marienberg (Sa.).



Tagesspruch

Gehorsam ist das Beste,
Und was er tut das Größte.
Gehorsam war auch Gottes Sohn,
Der Herrscher auf dem Himmelsthron.

